

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Donnerstag, 14. Juni.

1928.

(9. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Heinz Alfred von Voern.

(Nachdruck verboten.)

Das junge Mädchen lachte.
„Im allgemeinen kann ich ganz zufrieden sein, nun kommen Sie an die Reihe, Herr von der Lühe!“
„Muß das sein, Gräfin?“ Jochen schnitt eine kleine Grimasse.

„Ach natürlich, seien Sie kein Spielverderber!“
„Meinetwegen, aber kurz und schmerzlos!“
Die Alte beugte sich tief herab, in ihre Züge trat ein forschender, verlegener Ausdruck.

„Sie sich schon dunkel, kann ich nicht mehr deutlich erkennen, nur, — — — nur — — — Sie werden sein in großer Gefahr, — — — hüten Sie sich — — —“ ihre Stimme verlor sich in ein undeutliches Geflüster, sie ließ Lühes Hand los: „Hüten Sie sich, verstanden?“
Dann war sie wie ein huschender, gleitender Schatten in der Dämmerung des Augustabends verschwunden.

Hertha blickte ihren Begleiter ganz bestürzt an.
„Es war unrecht von mir, mit solchen Dingen soll man nicht spassen!“

Aber Jochen lachte.
„So ein Unfuss, Sie werden doch nicht im Ernst daran glauben, Gräfin?“
„Ich weiß nicht, mir war die Frau unheimlich, find Sie mir böse?“

„Wie können Sie das nur glauben! Ihre Nerven sind eben noch ein bißchen mitgenommen, das ist nach den Ereignissen der letzten Stunde kein Wunder, und nun schlage ich vor, daß wir uns über angenehmere Dinge unterhalten!“

Hertha lächelte matt:

„Sie haben eine beneidenswerte Ruhe!“
„Mag sein, jedenfalls lasse ich mir durch die Prophezeiungen eines alten Weibes nicht die Laune verderben, das wäre ja noch schöner, Wahrsagererei, Tischrücken, Spiritismus und ähnliche schöne Dinge sind brotlose Künste, die nur dem gefährlich werden, der daran glaubt.“

Der Hochwald begann, unwillkürlich schritt Hertha rascher aus.

Geheimnisvolles Dämmer webte zwischen den Stämmen, im Gezweig regte ein schlaftrunkener Vogel die Schwingen, ein Stüd Wild sprang ab, die Stimmen der Nacht wurden laut.

Eine tiefe, heilige Ruhe lag über der schlummernden Natur, und die beiden jungen Menschenfinder schwiegen, es war, als fürchteten sie sich, den Abendsfrieden durch ein lautes Wort zu stören.

Weiße Mauern blickten auf, der Steinröder Park.

„Hier muß ich nun wohl umkehren, Gräfin!“

„Muß?! Wollen Sie nicht für einen Augenblick mit heraufkommen, Väterchen würde sich freuen, — — —“

„Nein,“ Jochen sprach hastig, „es ist sehr gütig von Ihnen, wenn Sie gestatten, werde ich mich übermorgen nach Ihrem Befinden erkundigen.“

„Sie sind uns jederzeit herzlich willkommen, Herr von der Lühe!“

„Dann möchte ich mich jetzt verabschieden, Gräfin.“

Das junge Mädchen blieb stehen.

„Wie Sie wollen, und noch einmal, meinen innigsten, innigsten Dank!“

Lühe hielt ihre Hand fest in der seinen.

„Auf Wiedersehen, Gräfin!“ sagte er leise, „empfehlen Sie mich, bitte, Ihrem Herrn Vater und,“ nun lächelte er schon wieder sein sonniges, jugendhaftes Lächeln: „grüßen Sie Hushel und Puffel, es wird wirklich Zeit, daß ich mich demnächst einmal nach ihnen umsehe!“

Wird prompt bejorgt, auf baldiges Wiedersehen!“

Jochen schwang sich in den Sattel und küßte grüßend den Hut.

Regungslos blickte ihm Hertha Steinrüd nach, dann schlang sie plötzlich beide Arme um den Hals des Pferdes und küßte es mitten auf die weichen, warmen Rüsten. „Ich bin ja so glücklich, Fallada, so glücklich!“

In der Ferne verflang verhallender Hufschlag.

5. Kapitel.

„Bitte Nummer sieben — dreiundvierzig! — Ja! — Wer ist dort? — Ach, Sie selbst, Herr Wachtmeister, hier ist von der Lühe-Briegow! Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß hier in letzter Zeit ganz unheimlich gewildert wird, vollkommen rätselhaftes, der Täter wildert nur mit der Schußwaffe, nimmt bloß die Trophäen und läßt das Wildbret liegen. Wie meinen Sie? — Helm? — Dachten wir auch schon! — Könnten Sie vielleicht heute mal rüber kommen, ich wollte mit dem Inspektor und den beiden Förstern eine Streife abhalten so gegen sieben, wenn es Ihnen paßt? — Ja, gut, ich kann also bestimmt darauf rechnen? — Schön, na, vielen Dank, auf Wiedersehen, Herr Wachtmeister!“

Lühe hängte den Hörer an und klingelte ab.

Vom Hofe herauf klang Räderrollen.

„Na nu“, wer kann denn das sein, jetzt, vormittags um elf?“

Aber schon klopfte es an der Tür, der Diener trat ein und überreichte Jochen eine Karte.

„Herr Graf Steinrüd-Steinrüd!“ — —

„I, daß dich —“, Lühe warf einen verzweiferten Blick auf seine Jagdjoppe und die hohen, schmutzbespritzten Schmierstiefeln, „ist die junge Gräfin auch mit?“

„Nein, nur der Herr Graf.“

„So, na, ich lasse bitten, oder — wart' mal!“ und Jochen stürmte zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter.

„Herr Graf, welche Freude, verzeihen Sie, bitte, mein Räuberzivil!“

Der alte Herr lachte.

„Machen Sie bloß keine Umstände,“ er kletterte, von Jochen gestützt, aus dem offenen Landauer und stieg mühsam die Treppe empor: „Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berg kommen, schönsten guten Tag, Sie Lebensretter!“

„Aber Herr Graf — — —!“

„Ach was, darüber reden wir später, ein Bierstündchen müssen Sie mir schon schenken!“ und Graf

Albert schälte sich mit Richards Hilfe aus dem Fahr-
mantel.

„Richard, zwei Flaschen „Mouton Rotschild,“ zweites
Regal, links, ein bißchen anwärmen.“

„Nee, nee, lassen Sie nur, Doktor Ebmaier hat mir
den stillen Sufß streng verboten — — —“

„Aber es ist wirklich ein ganz harmloses Weinchen,
1868er Jahrgang, Schloßabzug, die reine Medizin!“

„Na, auf Ihre Verantwortung, wenn ich morgen
mein Podagra habe, schicke ich Ihnen die Doktor-
rechnung!“

Lühe ließ dem alten Herrn den Vortritt.

„Ich muß Sie schon in mein Arbeitszimmer führen,
Herr Graf, heute ist Sonnabend, groß' Reinemachen.“

Graf Steinrück blieb stehen, seine Linke stützte sich
schwer auf den Stock.

„Lühe! Jochen! Alter Junge, nun erst mal die Hand
her! Und von heute ab heißt's wieder, wie in alten
Zeiten, Onkel Albert und „du,“ ist dir's recht?!“

„Das, — — — das — — — — —“ Jochen bekam einen
ganz roten Kopf.

„Na, nu', verheddere dir man nich', wie die Berliner
sagen, und wenn du mal 'nen Menschen brauchst, der
dir mit Rat und Tat hilft, den Weg zu mir weist du
ja, für heute kann ich dir von ganzem, ganzem Herzen
danken, Herrgott, wenn ich bedenke, mein Mäd'el, mein
einziges — — —“ in den Zügen des alten Herrn zuckte
und arbeitete es: „Uff!“ Er ließ sich in den weichen
Lederstuhl fallen. „Du mußt schon verzeihen, die Läufe
wollen nicht recht mehr mittun, wenn man siebzig ist —“

Lühe war noch immer ganz befangen: „Wie, wie
geht es denn Hertha, — ich meine, — ich wollte sagen,
— Ihrer — deiner Tochter?“

„Nenn' sie nur ruhig Hertha, ihr seid ja doch frühere
Spielgefährten, halbe Geschwister, also dem Mäd'el geht
es gut, wie immer, sie ist quatschvergnügt, reitet schon
wieder spazieren und läßt schön grüßen, du sollst dich
nur bald mal bei uns blicken lassen!“

„Hat sie das wirklich gesagt, Onkel Albert?!“

„Zum mindesten hat sie's gedacht, aber nun erzähl'
mal, das hätte ja gestern 'ne schöne Bescherung werden
können!“

Richard brachte die beiden bestaubten, blaugesiege-
ten Flaschen, behutlos goß Jochen den blutfarbenen,
blumigen Wein in die schweren, schimmernden Rubin-
gläser.

Graf Steinrück hob seinen Pokal.

„Nochmals: meinen und Herthas innigsten Dank
und auf „du und du“ wie einst!“

Mit hellem Klang klirrten die Gläser aneinander,
der alte Herr trank in ganz kleinen Schlückchen.

„Dunnetlittchen, ist der gut, nur verdammt schwer,
der Sufß ist doch ein Laßter, aber ein schönes! So, und
nun, wie war die Geschichte eigentlich?!“

Wohl oder übel mußte Lühe berichten, nur das ver-
schwieg er, in welcher ersten Lebensgefahr das junge
Mädchen geschwebt hatte.

Graf Steinrück zwinkerte mit den hellen, scharfen
Augen.

„Nach Herthas Schilderung war's denn doch wohl
ein bißchen gefährlicher, sie meinte, wenn du sie nicht
beim Schlafittchen erwischst hättest, wäre sie kappheister
in den Glenziger Steinbruch hinabgepurzelt — — —“

„Ach wo, da fehlten immer noch so fünf bis sechs
Meter.“

„Siehste wohl, also doch ganz dichte bei. Donner-
wetter, Donnerwetter, wenn du da nicht im letzten
Augenblick zupacktest — — —“

„Hör' mal, Onkel Albert, wollen wir nicht lieber von
etwas anderem sprechen?“

„Nee, mein Junge, Bescheidenheit ist zwar 'ne Bier,
man soll sein Licht aber auch nicht unter 'nen Scheffel
stellen, die Hertha ist doch mal mein einziges Kind,
freilich, über kurz oder lang werde ich sie doch wohl her-
geben müssen!“

„Hergeben müssen?!“ echote Jochen.

„Na ja, mit Gottes Hilfe wird sie schon noch unter
die Haube kommen.“

Lühes Atem stockte, und es lag ihm auf der Zunge,
zu fragen: „Sie ist wohl schon heimlich verlobt?!“ Doch
er schwieg, und nach einer kleinen Pause fragte er ab-
lenkend:

„Sag' mal, Onkel Albert, wird bei dir nur auch so
gewildert?“

Der alte Herr blickte erstaunt auf.

„Das ist doch ulkig, du bist nun der dritte, der mir
heute mit dieser Frage kommt! Erst meldet mir mein
Oberförster Wagner, daß er gestern an Mooshakes
Wiese einen Bod mit abgeschlagener Krone gefunden
hat, übrigens soll es bereits öfters geknallt haben, und
wie ich auf dem Wege hierher bin, treffe ich den Forst-
meister, der fuchsteufelswild war, denn erst vor 'n paar
Wochen hat Narheinke 'nen Bod gefunden, und heute
'nen gut jagdbaren Hirsch, den Zwölfer, der regelmäßig
auf dem Wildacker am „Bosower Kopf“ austrat und
bei dem Gemeih und Haken fehlten.“

„Im, sonderbar,“ und nun erzählte Jochen sein vor-
gestriges Erlebnis, nur das verschwieg er, daß für den
heutigen Abend eine große Razzia geplant war.

Graf Steinrück zog bedächtig an seiner Zigarre.

„Die Hertha hat schon eine Mordsangst um den
Achtzehenden, ist er denn wirklich so kapital?“

Jochen lächelte und trat an seinen Schreibtisch.

„Hier, du kannst dich ja selbst überzeugen, Kefler
hat den Hirsch neulich an der Suhle mit seinem kleinen
Kodak photographiert, ein ganz gutes Bildchen, nicht
wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

Sonnwend im Odenwald.

Von Karl Wikel.

Recht sinnig und voesievoll wird im südlichen Odenwald
das Sonnwendfest begangen. Die Grundlage zu der Feier
bildet die Balder-Mythe. Mit Anfang Juni tritt der schönste
und beste der Götter, Balder, in seine Rechte. Der Sonnen-
wagen zieht seine höchste Bahn. In herrlicher Weise grünen
und blühen Feld und Hag, benezt von dem glänzenden
Sonnengold. Doch das Schicksal hat Balders Untergang
beschlossen. Die vereinte Macht der Götter kämpft vergebens
an. Balders Mutter, Frauwa, große Sorge um ihren
Sohn hegend, will ihn dadurch vor den Ränken des Schid-
sals in Schutz nehmen, daß sie die lebenden und leblosen
Dinge einen Eid schwören läßt. Nur die Mistel — weiter
nicht beachtet — schließt sich nicht in den Kreis. Das soll
ihm den Tod bringen. Sein Herzblut vergießend, sinkt er
ins Gras. In übergroßem Seelenschmerz findet seine Ge-
mahlin den Tod. Auf dem Scheiterhaufen verbrennen sie
beide die Götter. In Hellas Reich zieht er ein. Seine
Mutter fragt an, welche Bedingung sie stelle, um ihn los-
zugeben: alle Dinge müssen seinen Tod beweinen, lautet
die Antwort. Reichlich fließen die Tränen; nur die Frost-
riesen können nicht weinen, weshalb Balder bis zur Götter-
dämmerung gefangen bleibt. Dann werden die Pforten
von Helheim sich auftun, und einen neuen Himmel wird
Balder stiften.

Das ist in wenigen Strichen die Grundlage zur Sonn-
wendfeier. Im Odenwald lebt noch die Kunde von dem
Inhalt dieser Mythe. Es ist das sich forterbende Verdienst
von so manchem Lehrer und Pfarrer im einsamen Dörflein,
hier aufklärend gewirkt zu haben. Als ein richtiges Ab-
schiedsfezt, Todesfezt, wird diese Feier hier begangen. Ver-
hüllt ist der Vogelsang, die Erde rüftet auf ihren Fluren
ab, die Sonne steigt hernieder von ihrer hohen Warte. Nur
noch einmal gießt sie ihre ganze Glut aus, dann ist ihre
Gewalt gebrochen. Aber nicht mit Weinen und Wehklagen
soll der Verlust von all dem, was uns Balet sagen will, be-
gangen werden: Festesstimmung wird vom Zaune gebrochen.
Die Bräuche, sich im fließenden Wasser zu baden, die Opfer-
tiere — Pferd, Hirsch, Hahn — gar zu opfern, sind nur noch
„selten“ erhalten. Am einfachsten und vielfachsten
Brauch hat man festgehalten. Wenn die Dämmerung über
das Tal sich breitet, steigen Jung und Alt auf die Höhen.
Feuerflammen züngeln aus Holzstöcken in die Höhe. Ein
Redner hält eine echt deutsche Predigt und zeichnet die Weiße
der Stunde. Deutsche Weisen trägt der leichte Abendwind in
die Weite, und die Bergwand gibt das Echo. Zum Schluß
rollt das Feuerrad in die Tiefe. Das Sonnenrad, von
Knabenhänden aus einem Wagenrad, mit Stroh durch-
flochten, hergerichtet, angezündet, tritt feuersprühend seine
Reise ins Tal an und endet vielleicht sitzend und mit
wildem Aufschäumen in einem reißenden Wasserleim.

Die dem Tode entschwebten.

Ein Klub der Fallschirmspringer.

Im Jahre 1922 sprang der amerikanische Leutnant Harold R. Harris mit einem Fallschirm umgürtet aus seinem abstürzenden Flugzeug. Das geschah in 800 Meter Höhe. Der Pilot konnte aber den Ring nicht fassen, an dem man ziehen muß, damit sich der Schirm öffnet. Erst nachdem er über 650 Meter gefallen war, gelang ihm diese notwendige Manipulation, und er wurde gerettet.

Dieses Ereignis war der Anlaß, daß der „Caterpillar-Club“ gegründet wurde, der nur solche Flieger aufnimmt, die sich durch einen Fallschirmsprung aus einem abstürzenden Apparat in Sicherheit gebracht haben. Der Klub hat seinen Namen von dem Stoff, aus dem die Fallschirme gemacht werden; die Fabrikation verwendet lediglich Seide vom Seidenwurm, und so kam die Bezeichnung „Raupe-Klub“ zustande. Das angesehenste Mitglied dieser seltsamen Gemeinschaft ist Charles A. Lindbergh, der mit vier Absprüngen den Rekord hält. Zu den Mitgliedern des Klubs zählen 66 Amerikaner und neun Flieger, die sich auf England, Dänemark, Schweden und Argentinien verteilen. Auch eine Frau ist darunter: Mrs. Irene McFarland. Der erste Absprung aus einem Aeroplan wurde in Amerika von William O'Connor ausgeführt, zwei Jahre vor dem Wagnis des Leutnants Harris, doch haben schon weit früher deutsche Flieger in den letzten Monaten des Weltkrieges durch Fallschirmsprünge sich das Leben gerettet.

Es ist natürlich, daß die Mitglieder des „Caterpillar-Club“ die spannendsten Abenteuer zu berichten wissen. Auch der vor noch nicht allzu langer Zeit verunglückte Kapitän Hawthorne C. Gray gehörte zu dem Kreis der todesmutigen Springer. Er war im Vorjahre mit einem Freiballon aufgestiegen und erreichte die enorme Höhe von 14 000 Meter. Während des Fallens bemerkte er, daß sich der Ballon mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit bewegte. Er warf Ballast ab, doch konnte das rasende Abwärtsgleiten dadurch nicht gemildert werden. In etwa 3000 Meter Höhe gab Kapitän Gray seine Bemühungen auf und sprang ab. Er landete sanft auf dem Erdboden.

Selten nur vermag ein Fallschirmspringer den Platz, wo er landen will, sich zu wählen; vielmehr kommt er auch bei der Landung oft in größte Schwierigkeiten. Leutnant Stephen A. McClellan sollte einen Apparat erproben und befand sich in 2000 Meter Höhe, als plötzlich während einer Tiefenschleife die Flügel über ihm zusammenklappten. Der Pilot hatte die Geistesgegenwart, die Trümmer mit Wucht beiseite zu stoßen und abzuspringen. Er fiel in den Potomac-Fluß und wäre infolge der Behinderung durch den nachschleppenden Fallschirm ertrunken, wenn ihn nicht ein zufällig in der Nähe befindliches Boot aufgenommen hätte.

Ein anderer Flugzeugführer, Frank B. Tyndall, der in den Hafen von Seattle fiel, wollte noch während des Absturzes der drohenden Gefahr des Ertrinkens begegnen und löste — ein geradezu heroischer Entschluß — im Fallen die Riemen, mit denen der Schirm an den Beinen befestigt ist. Da aber gewahrte er zu seinem Schrecken, daß die Armeriemen allein nicht hielten; der Körper mußte sich, wenn nichts geschah, in wenigen Momenten vollkommen von dem Schirm trennen, und dann wäre ein jäher Sturz und der sichere Tod die Folge gewesen. Tyndall brachte es fertig, die Beinriemen wieder zu befestigen, glitt ruhig zur Erde und landete auf einem Telefonmast am Hafentai.

Mitunter gelingt es den Fliegern nicht, sich aus dem Sicherheitsriemen, mit dem sie im Flugzeug angeknallt sind, zu befreien. Dann ist die Situation ganz ernst. So erging es dem Piloten Hunter, dessen Apparat sich überschlug und — die Oberseite nach unten — abstürzte. Der Flieger hing kopfunters in dem Sicherheitsriemen und vermochte mit aller Anstrengung nicht, diesen zu lösen. Schließlich gelang es ihm, ein Messer aus der Tasche zu holen; er schnitt den Riemen entzwei, sauste in den Raum und hatte trotz der Gewalt des Sturzes die Ruhe, an dem Fallschirmring zu ziehen. Das Seidentuch breitete sich aus, Hunter war gerettet.

Einen Rekordsprung machte der Leutnant Fred C. Nelson. Er sprang in nur 50 Meter Höhe ab und landete trotzdem sicher. Sein Passagier, der den Absprung nicht wagte, wurde zerschmettert.

Ganz merkwürdig erging es dem Leutnant John J. Moore. Er flog als Passagier mit und empfand große Langeweile. Was tut man, wenn man Langeweile hat? Man macht ein Nickerchen. John J. Moore schlief selig ein. Aber er war nicht festgeschnallt, und als der Apparat in ein Luftloch fiel, sauste der Leutnant mit Eleganz aus dem Flugzeug heraus. Kein Wunder, daß er nun erwachte. Er mag etwas erschauert gewesen sein, hatte aber die Geistesgegenwart, den Fallschirm zu lösen, und entging so dem Verderben. Der Pilot hatte den Luftsprung seines Passa-

giers überhaupt nicht bemerkt und war aufs äußerste verblüfft, als er sich bei der bald danach erfolgenden Landung allein im Apparat sah.

Einen anderen Fallschirmspringer, Kapitän Fabian V. Pratt, trieb der Wind auf einen Friedhof, wo ein Totengraber gerade dabei war, ein frisches Grab auszuheben. Kapitän Pratt schwebte vergnügt in das Grab hinein; der ahnungslose Totengraber soll einen Ohnmachtsanfall bekommen haben.

Einmal wurden bei einer Flugzeugkatastrophe vier Leben durch Fallschirmsprünge gerettet. Der Major Lewis S. Breerton war mit vier Passagieren aufgestiegen, der Propeller brach, und der Apparat sauste in die Tiefe. Der Pilot und drei Passagiere sprangen ab und landeten glücklich. Der vierte Passagier wagte den Absprung nicht; man zog ihn als Leiche aus den Trümmern des Apparates.

Große Vorsicht muß beobachtet werden beim Anschnallen des Schirms. Dem Major Horace M. Sidham hätte seine Sorglosigkeit beinahe das Leben gekostet. Der Schirm war falsch zusammengelegt gewesen, und so kam es, daß er sich nicht richtig ausbreiten konnte. Mit großer Geschwindigkeit fiel Sidham zur Erde. „Es schien, als ob der Boden mir entgegenwuchs und in mein Gesicht plakte“, erzählte er später. Immerhin litt der Major keinen Schaden. Infolge des Anpralls aber rissen ihm sämtliche Hosentüpfel ab — und das ist nur auf dem Parkett eine Katastrophe.

Waldemar Keller.

Frauen-Zeitung

Der Trousseau der Fliegerin. Je mehr Damen fliegen, desto eifriger erhebt sich für sie die ewige Frauenfrage: Was ziehe ich an? Eine Dame, die darin eine reiche Erfahrung gesammelt hat, nämlich die Frau des englischen Fliegers Alan Cobham, die ihn auf seinem Flug rund um Afrika begleitete, gibt dafür einige wichtige Fingerzeige. „Ich glaube“, schreibt sie, „daß Männer es viel schwieriger haben werden, bei langen Luftreisen in die Zukunft die geeignete Kleidung zu finden, als Frauen. Die Kleidung der Frau wiegt ja heute so wenig, daß sie eine große Auswahl von Kleidern in ihrem Gepäck mitnehmen kann, das etwa 30 bis 40 Pfund im Flugzeug schwer sein darf. Ich trug auf dem Flug zu Anfang ein Gabardinekostüm aus drei Teilen, nämlich Kniehosen, einem Jumper und einem langen Mantel. In dieser Kleidung war ich beim Einsteigen nicht gehindert. Auf der Reise bis Kairo war es recht kalt, so daß ich auch noch einen dickeren Reisemantel vertragen hätte. Als dann die Sonne warm über dem Nil schien, da legte ich den Mantel ab und saß in meinem Jumper sehr behaglich da. Als wir aber dann landeten, da merkte ich erst, wie kühl es in der Luft gewesen war und wie fürchterlich heiß es auf der Erde war. Der plötzliche Wechsel aus der kühlen Luft in die Hitze ist sehr bedeutend, und daher muß man nach den Tropen dünne Kleidung mitnehmen. Ich glaube aber bestimmt, daß die Luftreisende in Afrika in ihrem Alltagskostüm genügend ausgerüstet ist; sie kann ihre dünnen Kleider auf dem Boden tragen und in der Luft einen leichten Mantel anziehen. Da wir bei unserem Flug mit sehr vielen Empfängen und Gesellschaften rechnen mußten und ich meinen Stolz daran setzte, stets richtig gekleidet zu sein, so nahm ich fünf Abendtoiletten, vier Nachmittagskleider und vier Sportkostüme mit. In einer kleinen Hutschachtel hatte ich die Hüte, die zu den Toiletten gehörten. Auch mit Wäsche war ich für alle Fälle genügend versehen. Schwierigkeiten machten nur die Schuhe, denn sie nehmen viel Raum weg und wiegen viel, und so wird man darauf verzichten müssen, zu allen Toiletten die passenden Schuhe zu haben. Wichtig war aber ein Paar hohe Moskitochuhe, die man in den Malariaegegenden, besonders nach Sonnenuntergang, anziehen muß. Häufig kamen Damen zu Gesellschaften in Abendkleidern, aber in hohen Ruffenstiefeln.“

Scherz und Spott

Gipfel der Faulheit. Der faulste Mann in Beacon — so erzählt ein amerikanisches Blatt — ist soeben entdeckt worden. Es war am frühen Morgen, und er lag im tiefen Schlaf, als seine Frau, durch die Feuerstrene aufgeschreckt, ihn anstieß und rief: „Wach auf, Liebling. Die ganze Stadt muß in Brand stehen. Der Himmel ist schon glutrot. Wach auf, wach auf!“ Der Gatte rieb sich langsam den Schlaf aus den Augen, richtete sich ein wenig empor, tastete schlaftrunken die vier Wände des Zimmers ab, gähnte, legte sich mit einem behaglichen Grunzen wieder nieder und murmelte nur: „Laß mich in Ruhe, die Wände sind noch alle kalt.“



Was die Technik Neues bringt.

Von Ernst Trebesius.

Der erste betriebsfähige Kohlenstaubmotor. — Eine vollelektrische Großgasträte. — Verarbeitung getrockneter Zuckerrüben. — Neue selbsttätige Sicherung für Gasleitungen.

Zur Zeit ist der Dieselmotor die wirtschaftlichste Kraftmaschine, da er die den Brennstoffen innewohnende Wärmeenergie am besten ausnützt (ungefähr bis zu 35 v. H.), und außerdem die billigeren Schweröle zu verarbeiten gestattet. Nun sind freilich auch die Schweröle hinsichtlich der Zahl ihrer Wärmeeinheiten immer noch einige Male teurer als die Kohle. Idealerweise wäre somit ein Motor, der statt des Diesels mit Kohle betrieben werden könnte. Schon Rudolf Diesel, der Erfinder des Dieselmotors, richtete deshalb sein Augenmerk von Anfang an auf den mit Kohlenstaub betriebenen Dieselmotor. Bei dem damaligen Stande des Dieselmotorbaues konnte er freilich an die Verwirklichung seiner Idee nicht denken, da schon die richtige Verarbeitung des Schweröles anfänglich große Schwierigkeiten bereitete. Hat es doch später sehr langwieriger und umfassender Versuche bedurft, ehe es dem Dipl.-Ing. Pawlikowski in Görlitz gelang, den ersten betriebsfähigen Kohlenstaubmotor herzustellen.

Die Schwierigkeit der vorliegenden Aufgabe bestand bei diesem Kohlenstaubmotor vor allem darin, die Rückstände der Verbrennung, also Asche und Schlackenstaub, beim Auspuffschub jedesmal restlos aus dem Zylinder hinausschleudern, da sich ja andernfalls mit der Zeit eine Kruste bilden würde, die die Arbeit des Motors stark behindern und schließlich ganz in Frage stellen könnte. Auch die Verunreinigung des Schmieröles im Zylinder durch den Kohlenstaub mußte in Erwägung gezogen werden. Aus der Tatsache, daß der Motor schon seit geraumer Zeit läuft, darf geschlossen werden, daß die Frage des Kohlenstaubmotors im allgemeinen als gelöst betrachtet werden darf. Die Versuchsmaschine verarbeitet selbst Kohlenstaub mit sehr hohem Aschengehalt zufriedenstellend, wie sie überhaupt an die Art des verwendeten Kohlenstaubes keine besonderen Anforderungen stellt. Von der ersten betriebsfähigen Versuchsmaschine, wie sie nun schon seit Jahren in der Maschinenfabrik Kosmos in Görlitz läuft, bis zur marktfähigen Serienmaschine ist es freilich immer noch ein ziemlicher Weg, und es dürfte noch Jahre dauern, bis die neue Kraftmaschine in der Praxis Eingang findet.

Es dürfte heute kaum noch einen gewerblichen Betrieb geben, in dem nicht die Elektrizität zu irgend einem Zwecke (meist für die Beleuchtung) verwendet wird. Der vollelektrische Betrieb hingegen, in dem die Elektrizität außer zur Beleuchtung auch zur Raumbeheizung, zur Belüftung, zum Antrieb von Arbeitsmaschinen, und noch für sonstige Zwecke Verwendung findet, bildet heute noch eine Ausnahmeerscheinung. Wenn es sich gar um eine Gastwirtschaft handelt, bei der die Kochherde von morgens früh bis in die späte Nacht hinein ununterbrochen beheizt werden müssen, so gehört schon eine große Dosis Vertrauen zu den mancherlei Vorzügen des elektrischen Betriebes, wenn der Besitzer einer Großgasträte seine gesamten Anlagen elektrifiziert. Dabei ist gerade die Gastwirtschaft aus Gründen der Sauberkeit der Betrieb, bei dem der Wegfall von Kohle, Holz und Asche, Öl, Spiritus, Benzin und Gas am meisten zu begrüßen ist. Nur eine einzige Energiequelle, und zwar die sauberste von allen, kommt bei dem vollelektrischen Betrieb in Frage, wie er jetzt bei einer Großgasträte für 450 Personen am Ring in Köln vorgesehen worden ist. Die Raumbeheizung und -belüftung, die Heizung der Großküchenherde, der Brat- und Backröhren, Grills und Wärmefische, die Warmwasserbereitung, der Antrieb der Arbeitsmaschinen, die Belüftung: alles geschieht elektrisch. Freilich ist eine derart umfassende Elektrifizierung des gesamten Betriebes trotz der großen Vorzüge nur in Städten mit angemessenen Strompreisen möglich.

Von der zuckererzeugenden Industrie wurde es von jeher als ein großer Mangel empfunden, daß der Ertrag jeder

Zuckerrübenenernte jedesmal innerhalb einiger Monate verarbeitet werden muß, da sich die Rüben nicht länger halten. Die Zuckerrübenfabriken können also nur einen Bruchteil des Jahres arbeiten. Die Anlagen zur Bewältigung einer bestimmten Zuckerrübenmenge müssen also größer sein, als sie bei Verteilung der Arbeiten über ein ganzes Jahr zu sein brauchten. Auch kann eine Zuckerrübenfabrik keinen festen Arbeiterstamm halten, sondern muß mit Wanderarbeitern auskommen, deren Ausrüstung Zeit kostet und mancherlei Ärger im Gefolge hat. All diese Schwierigkeiten ließen sich mit einem Schlage beheben, wenn es gelingen wolle, die Zuckerrüben so zu konservieren, daß ihre Verarbeitung auf ein volles Jahr verteilt werden könnte. An Versuchen nach dieser Richtung hin hat es denn auch bisher nicht gefehlt. Wie nun vor einiger Zeit die englische Fachzeitschrift „The Chemical Age“ berichtete, darf das Problem der Trocknung von Zuckerrübenschnitzeln als so ziemlich gelöst betrachtet werden. Der italienische Chemiker Dr. de Vecchis hat Schnitzel bei etwa 80 bis 100 Grad getrocknet und dabei festgestellt, daß die Schnitzel ihre Feuchtigkeit bis auf einen geringen Teil (3 v. H.) verlieren. Die in den Schnitzeln enthaltenen Eiweißstoffe gerinnen während der Trocknung völlig. Zwei in Sanguinetto (Italien) errichtete Trocknungsanlagen für 70 Tonnen bzw. 100 Tonnen Leistung in 24 Stunden konservieren die Schnitzel soweit, daß ihre Verarbeitung auf einen größeren Zeitraum verteilt werden kann, als es bisher möglich war. Das Verfahren der Rübenkonservierung dürfte auch für unsere ausgedehnte Rübenzuckerindustrie von großer Bedeutung werden.

Auf dem Gebiete der Verhütung unbeabsichtigter Gasvergiftungen sind in dem letzten Jahrzehnt eine ganze Anzahl mehr oder minder brauchbarer Vorschläge gemacht worden. Sieht man sich die Vorrichtungen auf ihren praktischen Wert näher an, so müssen freilich verschiedene von ihnen von vornherein ausscheiden wegen ihrer zu hohen Herstellungskosten. Deutlich kann man beim Studium dieser Vorschläge die betrübliche Wahrnehmung machen, daß die Erfinder beim Grübeln in den Grundfehler verfielen, den Boden der nüchternen Wirklichkeit zu verlassen, um ihr Ziel, koste es was es wolle, zu erreichen. Ergebnis: sehr brauchbare Vorschläge, die jedoch der hohen Herstellungskosten wegen keinen Fabrikanten verletzen können, die Erfindung zu verwerten. Weit praktischer und einfacher ist der neue Sicherheits-Gas-Stedtkontakt Behr-Pintsch, der eine sichere, leicht lösbare Verbindung zwischen der Gasleitung und allen zur Verwendung kommenden Apparaten: Kochern, Platten, Öfen usw. herstellt. Beim Lösen der Verbindung, sei sie nun beabsichtigt oder unbeabsichtigt, wird die Gasleitung automatisch abgesperrt, und umgekehrt öffnet sich der Hahn selbsttätig erst nach Einführung des Steders. Unglücksfälle, welche durch das Abgleiten der Schläuche oder versehentliches Öffnen von Hähnen entstehen, werden durch den neuen Steder vermieden.

Fernsehen von Farben?

Die bislang mit der Übertragung von Bildern und mit Fernsehen angestellten Versuche erstreckten sich nur auf das Übermitteln von Schwarzweißbildern. Ein zumal für das Fernsehen von Farben gangbarer Weg wäre eine für die Farbenholographie bereits mit Erfolg verwendete Methode, bei der die drei Grundfarben jedes Bildeindrucks rot, gelb und blau nacheinander bzw. nebeneinander unter Verwendung von Farbfiltren getrennt aufgenommen werden. Man erhält dann ein rotes, ein gelbes und ein blaues Bild, dessen Lichtwerte sich unter Einschaltung der Photogalle genau wie die eines vollfarbigen übertragen und auf der Empfängerseite wieder unter Vorschaltung der entsprechenden gleichfarbigen Scheiben auf der Mattscheibe wiedergeben lassen. Die kurze Folge der drei Farbwerte wird das Auge als vollfarbiges Bild empfinden. Will man aber drei Drähte oder Wellen mit drei Apparaturen parallel verwenden, so läßt sich durch das Überdecken der Bilder ein entsprechend höherer Helligkeitswert und bessere plastische Bildwirkung erzielen.